

(Nachdruck verboten.)

5) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Da kam schrecklicher Weise auch der Barbier Ludwig Semper, der drei Minuten rasierte und dann zwei Stunden schwatzte; er glich in Miene und Gestalt, in seiner Stimme und seiner Schwatzhaftigkeit einem alten Weibe; nur seine Hand und sein Messer lasteten schwer auf der Wange seiner Opfer wie die Keule des Herkules.

„Ein schrecklicher Zwirnbeutel,“ sagte Ludwig Semper, wenn er gegangen war, und das war ein treffender Vergleich. Wie man aus dem Nähbeutel einer unordentlichen alten Dame, in dem sich die Garnnäuel vieler Generationen verwirrt und verfilzt haben, nur nach stundenlanger Mühe einen Faden hervorholt, so holte er aus seinem Erinnerungsfach seine zwinndünnen Geschichten hervor; jede auftretende Person verfolgte er bis in ihre entferntesten Verwandtschaften; er entwickelte die Genealogien der unbekanntesten Milchleute und der gleichgültigsten Grünwarenhändler.

„Und geschnitten hat er mich auch wieder,“ pflegte Ludwig nach solchen Besuchen zu sagen.

„Ja, mein Gott,“ rief Frau Rebekka erregt, „warum schaffst Du ihn denn nicht ab!“

„Ach, das mag ich nicht,“ sagte Ludwig lächelnd, „er schneidet mich nun schon so viele Jahre.“

Nicht der Geringste aber von allen, die da kamen, war Heinrich Moldenhuber, genannt der „Wolkenschieber“, weil er lieber Wolken schob als Zigarren machte und lieber hoch oben auf der Galerie des Stadttheaters saß als in der Tabakstube. Wie ein Komet schoß er von Zeit zu Zeit in die Arbeitsstube der Semper, und in der Tat, für Asmus war dieser Mann wie ein Stern der Kinderzeit; er erinnerte ihn an manche Feierstunde voll Gedanken und Träume, und jedesmal mußte er nach den hinteren Hocktaschen des Wolkenschiebers blicken, aus denen er einmal einen Apfel und ein Bilderbuch hatte hervorholen dürfen.

Aber wenn er wollte, so konnte er auch im zehnten Teil einer Sekunde eine hundert Fuß dicke und tausend Fuß hohe Mauer um sich aufrichten, durch die kein Ton und Bild der Kommenden und Gehenden, der Plappernden und Klappernden hindurchdrang. Wenn er wollte, so konnte er jeden Augenblick allein sein, ganz allein, wie in einem Grabe.

Aber wahrlich nicht wie in einem Grabe war es in dieser Stille. Es war wie in einer wuchernden Waldwildnis voll wirren Gezweiges, voll Blätter und Blumen, voll Duft und tropfenden Lichtes, voll jenes ewigen Summens, das aus dem inneren Getriebe der Welt zu kommen scheint. Wie er sich als Knabe in das innerste Dickicht eines Gehölzes verkrochen und dort stundenlang gehockt und nur geschaut und gehorcht hatte, als müsse er eines Tages etwas vernehmen wie den Atem der Welt, so konnte er sich in die innerste Einsamkeit seiner Seele zurückziehen und selig sein. Aber freilich: schöner noch als am Alltag war es am Sonntag, wenn die Arbeit der anderen ruhte und nur sein Vater, schweigend und nimmermüde, den Tabak für die kommende Woche vorbereitete. Dann war Sonntag außen und innen, Sonntag lag in allen Büchern, wo man sie auch aufschlug, selbst die Logarithmen hatten Sonntag, und, wenn er's auch gar nicht sah, Asmus wußt' es immer, wann die warmen Augen seines Vaters auf ihm ruhten, und er war glücklich unter dem Glanz dieser Sterne.

5. Kapitel.

(Ob der Mensch schlafen muß oder nicht. Von stummer Liebe und von sthigischen Gewässern.)

Der Präparand hatte ein kindliches Vergnügen daran, wenn die Bücher sich neben ihm aufhäuften. An Faust mußte er denken, der hatte auch „über Büchern und Papier“ gefessen. Faust hatte alle Fakultäten durchstudiert und sagte dann, er sei so klug als wie zuvor. Aber das war im 16. Jahrhundert! Jetzt war die Sache schon anders. Asmus wollte auch alles studieren, alles! Und dann wollte er doch sehen! Er wollt' es schon herausbekommen,

„was die Welt
Im Innersten zusammenhält!“

Und er konnte dem Jamulus eigentlich nicht so unwirksam begegnen, wie es Faust tat. Freilich:

„Man sieht sich bald an Wald und Feldern satt;
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden“

das war natürlich Torheit, oder, wie Asmus in jugendlicher Kraft sagte: „Blödsinn“; aber was dann folgte, das war doch wahr und schön!

„Wie anders tragen uns des Geistes Freuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder —“

Ja, ja, ja, so war es, da hatte der „trockene Schleicher“ dennoch recht! Und zuweilen fragte sich Asmus, ob es nicht das schönste Leben wäre, immer am Tische zu sitzen, links Bücher und rechts Bücher, vor sich Bücher und hinter sich Bücher, und gar nicht wieder aufzustehen und niemals schlafen zu gehen. Wenn Ludwig Semper ihm mit leisem Finger auf die Schulter klopfte und sagte: „Du mußt zu Bett gehen,“ dann fragte sich Asmus immer: „Warum geht man eigentlich schlafen? Ich werde noch einmal beweisen, daß man überhaupt nicht zu schlafen braucht.“

Er hatte den Gang und die Haltung seines Vaters geerbt; sein Vater aber ging mit großen Schritten und mit gesenktem Kopfe.

„Jung, geh' doch grade!“ rief seine Mutter; „grad auf wie ich, sagte der schiefe Tanzmeister,“ so rief sie viele hundert Male, und dann richtete Asmus den Kopf empor und trug ihn über eine Minute lang hoch in den Lüften; dann aber sank er langsam, langsam wieder hinab, dem Tal der Träume zu.

Wer aber nun gefürchtet hätte, daß Asmus Semper ein Bücherwurm und Stubenhocker werden könnte, der würde doch nur den vierten Teil seines Wesens gekannt haben. Wie er als Knabe zu seinen Einkaufsgängen immer mehr Zeit gebraucht hatte, als der Weg eigentlich erforderte, so fand er noch immer auf seinen Schul- und Heimwegen an diesem wunderbaren, ewig sich wandelnden Panorama der Welt ein unermeßliches Vergnügen. Da war zum Beispiel ein hübsches Mädchen, das ihm jeden Morgen begegnete. Sie war sehr einfach, aber ordentlich gekleidet und schien etwas bessere Stellung in einer Fabrik zu haben. Eines Morgens trafen sich ihre Blicke. Und von da ab traf es sich jeden Morgen, daß sie ihm in die Augen sah und er ihr. Das traf sich wohl monatlang so. Zuletzt fanden sich ihre Blicke schon ganz von weitem, auf zwanzig Schritte, und blieben so lange ineinander haften, bis die beiden Morgenwandlerer aneinander vorbei waren. Und eines Morgens — war es möglich? war es denkbar? — eines Morgens schien sie leise zu nicken. Asmus griff an den Hut; aber weil er so verwirrt war, tat er es erst, als sie schon vorüber war. Dann fragte er sich auch, ob es nicht eine kolossale Dreistigkeit wäre, sie zu grüßen. Aber am nächsten Morgen nickte sie schon ganz deutlich, und tief zog Asmus den Hut, als wäre sie die Königin Semiramis. Und nach und nach nickte sie immer deutlicher und lächelte dabei, und Asmus zog den Hut und lächelte ebenfalls. Er mußte an Don Juan denken, der auch mit allen Mädchen angebunden hatte. Als aber nun die Semper auf Frau Rebekkas Betreiben wieder einmal umgezogen waren und Asmus einen anderen Weg zur Schule nehmen mußte, da hörten die Begegnungen auf. Es wußte wohl keiner vom anderen, wer er sei, und ob ihm ein Glück vorübergegangen oder ein Unglück. Langsam, wie der Regenbogen aus dem Grau hervorgetreten war, ward er wieder aufgesogen vom Grau.

Er ging durch manche graue Straße und manchen grauen Tag; denn der Himmel Hamburgs verhüllt sich oft wochenlang. Aber immer war er erstaunt, wenn er die anderen seufzen hörte: „Nun haben wir in drei Wochen die Sonne nicht gesehen!“ Brauchte man denn die Sonne? Gewiß, wenn sie am Himmel stand, dann war die Welt über alles Begreifen schön; aber konnte man nicht auch ohne Sonne fröhlich, glücklich und begeistert sein? „Drei Wochen keine Sonne?“ fragte er ungläubig. Er hatte sie nicht vermisst. Ihm war es, als wäre eben noch Sonnenschein gewesen. Unter seiner Girnschale wölbte sich ein ewig heiterer Himmel.

Aber merkwürdigerweise sah man ihm das nicht an. Er schaute meistens mit einem ernsten Gesicht in die Welt, wohl darum, weil er sie über alles Erwarten schön fand.

Und in warmem Behagen stapfte er durch den tagelangen, wochenlangen Nebel und den „fisselnden“ Regen Hamburgs und schaute mit Behagen in die grauen Kanäle und mit Behagen empor an den altersgrauen Häusern der ehrwürdigen Stadt. Jedes dieser Häuser sah anders aus und guckte einen an wie ein Mensch und sagte: „Hier ist sicheres und behagliches Wohnen.“ Und seltsam, obwohl die Straßen schmal und dunkel waren, glaubte man's doch, während man draußen durch die neuen Viertel seines heißgeliebten Oldensund, wo die wachsende Industrie eine Mietkasernen nach der anderen aufwarf, nur mit Ekel und Grauen ging. Asmus Semper hatte sich nie eine Vorstellung von der Hölle machen können; seitdem er die freche Prosa, die schamlose Häßlichkeit dieser Kasernenreihen, diese Skolumbarien, diese vierstöckigen Hundehütten — nein, Hundehütten waren gewöhnlich hübscher — seitdem mer die freche Prosa, die schamlose Häßlichkeit dieser Zementkisten gesehen hatte, seitdem konnte er sich ein Bild machen von einem Ort der ewigen Verdammnis. Seine Seele hatte ja Millionen von Saugfäden, die selbst aus dem ärmsten und dunkelsten Winkel noch Schönheit und Freude fogen; auch in seiner Tabak- und Studierstube fand er noch Schönheit und Freude; aber vor dem gemeinen Blick dieser Häuser zogen sich alle Fäden seiner Seele schauernd zurück, und nie empfand er ein grimmigeres Mitleid mit den Armen, als wenn er durch diese Straßen ging.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr von Kaarnajärvi.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen übersetzt von Laura Heu.

Es ging im Hause drunter und drüber. Alles war in heller Aufregung: Der Herr war im Begriffe, in die Stadt zu fahren. Er war heute wieder einmal in furchtbarer Laune, schob wütend überall umher und schimpfte bald auf sein Weib, bald auf die Mägde, die hin und her rannten, um seinen Befehlen nachzukommen, aber vor Angst einander nur in den Weg liefen.

„Weshalb ist das Rasierwasser wieder so heiß, daß es jetzt stundenlang stehen muß, bevor ich mich trauen kann, das Kinn hineinzuutauchen . . . Warum ist es so heiß, frage ich, warum? . . . Wer hat's so heiß gemacht, he? . . . Aber zum Teufel, wo steckt Ihr denn alle?“

Hellman brüllte so laut, daß die Fensterscheiben zitterten. Er war in seinem Zimmer und dachte, seine Frau sei in dem anstößenden. Da er keine Antwort erhielt, stürzte er wie ein Wahnsinniger davon, um die Frau zu suchen. Noch hatte er die Schwelle nicht erreicht, als Frau Hellman bereits aus der Küche eiligst herbeikam.

„Warum ist das Rasierwasser so heiß?“ herrschte er sie an. „Wollt Ihr mich abbrühen wie ein Schwein? Was ist Euch eigentlich in den Sinn gefahren?“

„Ach Gott, diese Anni . . . Aber ich will gleich kaltes holen,“ murmelte die Geängstigte vor sich hin und wandte sich schnurstracks wieder der Küche zu.

„Anni, warum hast Du das Rasierwasser für den Herrn wieder so heiß gemacht? Habe ich es Dir nicht schon tausendmal gesagt . . .“

„Bitte, es ist nicht heißer als gewöhnlich.“ „Immer hat man durch Euch dieselben Aergernisse,“ gab Hellmans Frau aufgeregt zurück. „Hier hol' geschwind kaltes Wasser . . . Der Herr ist schon ganz wild . . . und bring' dann auch gleich seinen Pelz aus der Kammer; vergiß aber ja nicht, ihn ein bißchen am Ofen anzuwärmen.“

Die Hausfrau nahm das kalte Wasser in Empfang, eilte damit in die Stube zurück und goß davon etwas in das Waschbecken ab.

„Was zum Henker machst Du denn da wieder?“

„Nun, ich schütte ja nur kaltes Wasser zu.“

„Ja, aber natürlich wieder so viel, daß einem beim Rasieren das Kinn einfriert . . . Muß man sich denn immer um solcher Lappalien willen mit Euch Weibskenten herumärgern? Es ist regelmäßig dieselbe Geschichte, wenn ich wohin zu gehen habe . . . Ihr seid doch die geborenen Idioten! . . . Stell' doch die Kanne auf die Bank! Na, hörst Du denn nicht? Willst Du sie vielleicht den lieben langen Tag in der Hand halten? . . . Und warum hast Du überhaupt nicht selber das Wasser für mich hergerichtet? hm?“

„Ich hatte in der Speisekammer zu tun und trug es daher Anni auf . . .“

„Donnerwetter! Ich hab's Dir schon hundertmal gesagt, daß sie das Rasierwasser nicht anzurichten versteht, und daß Du es selbst besorgen sollst.“

„Ich hätte es auch getan, aber da ich hörte, Du fährst nach der Stadt, wollte ich der Frau des Küsters für die Soden, die sie uns gestrich hat, zu den Feiertagen ein Stück Fleisch mitschicken.“

„Ich hab' keinen Platz für Deine Bündel und Pakete . . . sie soll sich's selbst holen!“

„Du weicht ja, sie hat weder Wagen noch Pferd.“

„So mag sie sich ihren Handschlitzen herschleppen . . . Da herein schüttele das Wasser . . . so. Wo ist das Handtuch?“

„Hier.“

„Warum legst Du's nicht gleich her? Hast Du einspannen lassen?“

„Noch nicht; aber ich will es sofort tun.“

Mit diesen Worten rannte sie davon. Mit eingezogenen Schultern und tief gebeugtem Oberkörper flog sie hastig über den Hof bis zum Stalle und von dort wieder in das Haus zurück.

„Was für ein häßliches Weibsbild sie doch ist,“ brummte Hellman, der am Fenster stand und sie beobachtete, vor sich hin.

Endlich begann er sich zu rasieren, aber seine Laune wurde nicht besser.

„Weshalb ich mich überhaupt erst rasiere!“ rief er, während er sich einseifte, zwischen den Zähnen hervor. „Meiner Frau, für so eine Bande, wie die da drinnen in der Stadt! Ich sollte eigentlich unrasiert hingehen . . . in Schlafrock und Pantoffeln . . . Es ist wahrhaftig zu gelungen! Da sitzen sie drunten beisammen und schämen anderer Leute Habe nach ihrem Gutdünken ein. Sie sind alle miteinander das reine Bettelgefindel . . . Aber wie sie es verstehen, unferneim das Fell über die Ohren zu ziehen! . . . Na, ich will's ihnen schon zeigen, mit wem sie's zu tun haben — mit mir, der sozusagen ganz Kaarnajärvi in die Tasche steckt!“

In der Tat waren die Mitglieder der Steuerbehörde im Gemeindehaufe versammelt, um die Steuereinschätzungen vorzunehmen, und Hellman stand im Begriffe, sich dahin zu begeben, um seine Interessen zu wahren; denn man hatte ihm hinterbracht, daß —

„Heda!“ schrie er mit einem Male wieder mit solcher Stimmengewalt in das Zimmer hinein, daß ein Stück Mörtel von der Decke herabfiel.

Schon wollte er sich von seinem Sitze erheben, da erschien seine Frau bereits wieder im Rahmen der Türe.

„Ja, sieht Ihr denn alle auf den Obren?“ fuhr er die Eintretende an. „Wo ist Pulkkinen? Er soll sofort hereinkommen.“

„Ich werde ihn gleich rufen.“

Wenige Minuten später stand Pulkkinen vor seinem Herrn. „Du hör' mich an! Wiederhole mir, was haben sie über mich gesprochen? Aber nicht lügen! Verstanden?“

„Ich lüge nicht, Herr. Was ich Ihnen erzählt habe, ist vollkommen wahr . . . Ich war im Flur des Gemeindehauses und horchte auf alles, was sie drin sprachen.“

„Schön, also was sagten sie? Weichte mir genau, was Du sie hast reden hören.“

„Ich habe es nicht Wort für Wort im Gedächtnis behalten, auch habe ich nicht alles hören können, aber sie sprachen die Ansicht aus, daß . . .“

„Wer war es, der die Ansicht aussprach?“

„Alle miteinander.“

„War auch der Amtmann derselben Ansicht?“

„Mag sein . . . Das weiß ich nicht genau.“

„Zarwohl, Du weicht es! Du hast alles ganz gut gehört, Du willst es mir nur nicht sagen . . . Du bist ein großer Dummkopf!“

„Ich kann nicht mehr sagen, als ich gesagt habe.“

„Also sie meinten, sie wollten den Hellman einmal gehörig besteuern?“

„Ja, das meinten sie.“

„Und was noch? Sag's ganz offen . . . Nicht wahr, daß er ja sehr reich sei und ordentlich geschöpft werden solle . . . Nur heraus damit!“

„Ja, so war's, und daß die Steuern von einem Einkommen von wenigstens sechstausend Mark bemessen werden müssen — das hörte ich ganz deutlich.“

Hellmans Augen bligten aus dem Spiegel heraus wie die eines tollen Hundes.

„Von sechstausend —? O, ich will den Schuft schon zeigen, daß — Sie sollen mich kennen lernen und mühte ich darüber alles verlieren! Ich will doch — He, Ihr da draußen, herein da!“

Die Magd kam auf den Ruf so rasch ins Zimmer, als hätte sie jemand hineingestoßen.

„Könnt Ihr nicht schneller kommen, wenn ich rufe? Weg mit dem Seifenwasser da! Meines Waschwasser her! Warum kommt die Frau nicht herein?“

„Sie ist nicht da.“

„Wo ist sie?“

„Sie ist in der Küche, um den Pelz vor dem Feuer zu wärmen.“

„Nein, so etwas! Sechstausend! Das ist schändlich, infam! Wollen sie mir nicht vielleicht gar die Steuern vom ganzen Dorf aufhalsen, wie, Pulkkinen?“

„Das nicht,“ lachte der Bursche, „aber einige tagierten Ihr Einkommen nicht auf sechs, sondern sogar auf zehntausend.“

„Ei was?“

„Ja und noch darüber, wenn das Holzgeschäft besonders gut

ausfällt. Diese Leute kümmern sich, wie Sie sehen, Herr, eben um alles. Und das ist ja eigentlich gar nicht ihre Sache."

Pulkfinken hatte, als er von zehntausend Mark sprach, geglaubt, der Herr würde ihn in Stücke reißen und zur Tür hinauswerfen, und hatte deshalb schon vorsichtig nach der Türklinke gegriffen. Doch Hellman sagte kein Wort; er wurde nur ein wenig bleicher, die Adern schwellen ihm an den Schläfen, die Nase blähte ihre Flügel, als ob sie davonfliegen wollte, und mehrere Male zuckte es häßlich um seine Mundwinkel. In diesem Moment brachte die Magd das Waschwasser.

"Ist der Braune schon eingespannt?"

"Noch nicht, glaube ich. Der Kutscher läßt fragen, ob er mitfahren wird?"

"Er soll warten, bis man's ihm sagt . . . Ja . . . er soll mitfahren. Sag' ihm auch, er soll die Schelle an die Deichsel hängen und das bessere Geschirr und Zaumzeug nehmen. Wir wollen heute nobel fahren! Wir kommen ja nicht als Bettler! Die Kerle sollen Augen machen! . . . Du kommst auch mit, Pulkfinken."

"Sehr wohl."

Die Frau kam mit dem Pelz herein. Hellman stellte sich mit dem Rücken gegen sie hin, ließ sich den schweren Pelz von ihr über die Schultern werfen, und ohne Adieu zu sagen, trat er, die Peitsche, die gewöhnlich im Vorzimmer am Nagel hing, zur Hand nehmend, in den Hof hinaus. Seine Frau fühlte, daß sie wirklich leichter atmete, wenn die Tür sich hinter ihrem Gatten schloß. Glücklicherweise hatte sich sein Zorn diesmal nicht gegen sie gelehrt, aber sie konnte ihren Mann nur zu gut und wußte, daß sie auch heute noch an die Reife kommen würde. Sie fürchtete sich jetzt schon davor, aber trotzdem ging sie zum Fenster, um dem Hausherrn, hinter den Gardinen versteckt, nachzublicken.

Das Pferd stand vor der Krippe. Eine dicke, wollene Decke war einladend über den Schlitten gebreitet, ganz wie es Hellman liebte, und der Stallburche hielt die Zügel bereit, um sie dem Herrn einzuhandigen, sobald er seinen Sitz eingenommen haben würde. Bevor Hellman jedoch das Gefährt bestieg, prüfte er noch alles aufs genaueste, sah, ob die Schellen an der Deichsel ordentlich befestigt und die Riemen straff genug gespannt waren. Alles fand er in solch vorzüglicher Ordnung, daß er absolut keinen Tadel äußern konnte. Die Frau am Fenster gab sich bereits der Hoffnung hin, daß ihr Gemahl nun endlich ohne jeden weiteren Zornesausbruch davonfahren würde.

"Mein Gott, das junge Pferd," murmelte sie vor sich hin, „hoffentlich schlägt er es nicht. Der Himmel sei uns gnädig, wenn es jetzt beim Abfahren Geschickchen macht!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tiere als Entdecker.

Von Dr. Th. Zeil. Berlin.

Daß Tiere manche Inseln und Länder früher entdeckt haben als der Mensch, wird niemand bezweifeln. Denn einzelne Vögel, wie z. B. die Schwalben oder der Wanderfalke, haben einen so pfeilschnellen Flug, daß für sie eine Reise nach Afrika eine Kleinigkeit ist. Ueber diese Entdeckungstätigkeit der Tiere wollte ich auch gar nicht schreiben. Dagegen verstehen wir auch unter Entdecken das Angeben eines bisher unbekanntem Verfahrens, um neue Ergebnisse zu erzielen oder wenigstens bekannte Ergebnisse auf einfacherem Wege zu erreichen. Menschen, die so etwas vermöge ihrer Geisteskräfte leisten können, z. B. wie Wöhler aus Zonerde Aluminium gewinnen, bewundern wir als Geistesheroen. Da das Tier geistig viel tiefer steht als der Mensch, so müßte man zu dem Resultat kommen, daß derartige Entdeckungen in der Tierwelt ausgeschlossen sind. Diese Schlußfolgerung wäre unanfechtbar, wenn den Tieren nicht der Instinkt zur Seite stände, der ihnen die mangelnden Geisteskräfte ersetzt.

Den kunstvollen Wabenbau der Bienen oder das wetterfeste Netz der Spinnen führen wir deshalb — und wohl mit Recht — auf Instinkt zurück. Bei den höheren Tieren kommen ebenfalls ganz wunderbare Leistungen vor, die man mit Recht als Entdeckungen bezeichnen könnte, von denen es aber schwer zu sagen ist, ob sie lediglich auf Instinkt beruhen.

Ich will hier folgende anführen. Zur kalten Jahreszeit pflegen sich die Wölfe in Rudel zusammenschlagen, da ihre Nahrung knapp wird und sie nur gemeinschaftlich starke Pflanzenfresser wie Elche, Wildschweine, Rinder usw. überwältigen können. Bei ihren Raubzügen beobachten sie stets das Verfahren, daß der Hintermann genau in die Spuren des Vordermannes tritt. Wer also diesen Kniff nicht kennt, wird auf Grund der Spuren annehmen, daß nur ein einzelner Wolf vorhanden war, während es in Wahrheit ein ganzes Rudel gewesen ist.

Diese Eigentümlichkeit der Wölfe ist in allen Gegenden, in denen sie haufen, ganz allgemein bekannt. Thompson erzählt in seinem vortrefflichen Buche: „Bingo und andere Tiergeschichten“, daß ihm eines Tages bei einem Wolfsrudel, das in der Nähe hauste, aufgefallen sei, daß ein Wolf ausnahmsweise nicht in die Fußtapfen seines Vordermannes trat, sondern für sich daneben lief. Er sagte sich mit Recht, daß hier ein besonderer Grund vorliegen

müsse, denn für gewöhnlich wird ein Wolf, der so gegen die Prinzipien der geheiligten Fegrimtaktik verstößt, von dem Anführer des Rudels abgewürgt. Da nun auch in der Tierwelt das Geschlechtliche die allergrößte Rolle spielt, so vermutete er, daß auch hier dieses Zauberwort das Rätsel lösen würde. Seine Vermutung war in der Tat begründet, denn es handelte sich um die Lieblingswölfin des Hauptwölfes, der der gestrenge Gebieter diese Extravaganz gnädigst nachsah.

Um festzustellen, ob eine Wolfsjähre von einem einzelnen Wolfe oder von einem ganzen Rudel herrührt, bedient sich der erfahrene Jäger folgenden Mittels: Er verfolgt die Jähre so lange, bis sie zu einem Graben führt. Beim Nehmen eines solchen Hindernisses ist es natürlich unmöglich, genau in die Fußtapfen des Vordermannes zu springen. Um die Behauptung, daß die Wölfe wirklich stets in dieser eigentümlichen Weise laufen, zu erhärten, führe ich noch Drehm an, der darüber folgendes sagt: „Erwiesenermaßen durchmisst er bei seinen Jagd- und Woberzügen Strecken von 6 bis 10 Meilen in einer einzigen Nacht. Nicht selten, im Winter bei tiefem Schnee ziemlich regelmäßig, bilden Wolfsgefellschaften lange Kotten, indem die einzelnen Tiere wie die Indianer auf ihrem Kriegspfade, dicht hintereinander herlaufen und möglichst in dieselbe Spur treten, so daß es selbst für den Kundigen schwer wird, zu erkennen, aus wievielen Stücken eine Meute besteht.“

Das Verfahren der Wölfe zeugt von ganz ungewöhnlicher Klugheit. Es liegt nämlich auf der Hand, daß ein wehrhafter Pflanzenfresser, der auf die Jähre stößt, durch die List der Wölfe vollkommen irreführt wird. Ein Bison, ein Wisent, ein Elch, ein Keiler haben vor einem einzelnen Wolfe gar keine Furcht. Als wehrhafte Pflanzenfresser würden sie mit ihren Waffen einen etwaigen Angriff gebührend zurückweisen. Auch der Mensch als Wanderer, der, wie es üblich ist, einen tüchtigen Knüttel in der Hand trägt, wird den einzelnen Wolf kaum jemals fürchten. Ein Rudel Wölfe aber überwindet beinahe alles. Würde also eine Kotte von Fegrimms so wie ein Haufen Menschen marschieren, so würden schleunigst alle Pflanzenfresser, die auf diese Jähren stoßen, Reißaus nehmen und die Gegend verlassen. Ohne tierische Nahrung aber müßten die Wölfe zur Winterzeit elendiglich verhungern.

Jeder einzelne Wolf schnürt nun obendrein beim Traben, das heißt er setzt die Hinterfüße genau in die Fußtapfen der Vorderfüße, was Hunde niemals annähernd so genau machen. Man erkennt hieraus ganz deutlich das Bestreben, da es nun einmal ohne Fußtapfen zu machen nicht geht, so sollen die Merkzeichen wenigstens auf das geringste Maß zurückgeführt werden.

Diese Furcht, die Pflanzenfresser durch Kennzeichen ihrer Anwesenheit zu verschrecken, beherrscht auch alleinjagende Raubtiere, weshalb sie vielfach ihre Extremitäten verschärfen. In meinen Büchern habe ich nachgewiesen, daß aus diesem Grunde unsere Hunde und Katzen ihre Losung zu verschärfen pflegen, weil ihre wilden Stammeltern das gleich getan haben.

Auch die Berücksichtigung der Windrichtung hat der Mensch bei der Beschleichung von Wild sicherlich den Raubtieren abgesehen. Wie jeder Jäger weiß, würde die Annäherung an ein Wild stets erfolglos bleiben, wenn man sich über dem Winde befindet, das heißt der Wind vom Menschen zum Tiere blasen würde. Vermöge seiner feinen Nase würde das Tier unter solchen Verhältnissen den Jäger auf unglaubliche Entfernungen wittern und schleunigst davoneilen. Alle Raubtiere suchen deshalb beim Anschleichen sich so zu nähern, daß sie unter dem Winde sind, also der Wind vom dem Wilde zu ihnen bläst. Dieses höchst geistreiche Verfahren, das man ebenfalls als großartige Entdeckung bezeichnen kann, ist um so wunderbarer, als die hauptsächlichsten Schleichraubtiere, die Raubenarten, selbst gar nicht über eine feine Nase verfügen. Ihr Riechvermögen ist nicht schärfer als das des Menschen.

Umgekehrt haben die Pflanzenfresser ein Verfahren zu ihrem Schutze entdeckt, auf das der scharfsinnigste Mensch schwerlich verfallen wäre. Um den Sachverhalt möglichst klar zu machen, werde ich von ähnlichen ganz bekannten Dingen ausgehen. Für unser Auge ist der Spiegel ein höchst interessanter Gegenstand. Da er die Lichtstrahlen, die auf ihn fallen, zurückwirft, so bin ich durch einen Spiegel imstande, etwas zu sehen, was sich hinter mir befindet. Gibt es nun für den Schall, den unser Gehör wahrnimmt, ebenfalls einen solchen Spiegel — d. h. gibt es eine Schallspiegelung? Gewiß, eine solche ist an sich das Echo. Denn die Schallstrahlen werden nach demselben Gesetze zurückgeworfen wie die Lichtstrahlen. Gewöhnlich versteht man aber unter einem Schallspiegel zwei Hohlspiegel, die sich gegenüberstehen. Ein Geräusch, das in dem Brennpunkt des einen erregt wird, z. B. das Ticken einer Uhr, wird deutlich in dem Brennpunkte des anderen vernommen. Diese Eigentümlichkeit hat man dazu benutzt, um Gespräche in entsprechend gebauten Räumen zu belauschen. Denn der Sprechende hält es bei der großen Entfernung für ausgeschlossen, daß seine Worte gehört werden könnten. Der Gedanke ist nun sehr naheliegend, daß er für die Duft- und Riechstoffe, die von den feinnasigen Tieren gewittert werden, eine ähnliche Spiegelung gibt. Zwar hat die Luft, insbesondere der Wind, als Träger dieser Stoffe, nicht die Eigentümlichkeit, von einer Wand abzuprallen, wohl aber unter gewissen Verhältnissen zu kreisen, zum Beispiel in Bergfesseln, an Waldändern usw.

Diese Tatsache ist dem Bild längst bekannt und es hat hier- von mit Vorliebe Gebrauch macht. Wie wir die Spiegel an den Fenstern benutzen, um einen Antommenden zu sehen, obwohl wir nach der entgegengesetzten Richtung blicken, so stellt sich das Bild sehr gern in den kreisenden Luftstrom. In dieser Lage ist das Bild ganz sicher, denn der Jäger mag sich anschleichen von welcher Seite er will — er wird stets vorher gewittert werden. Selbst wenn er sich unter Wind befindet, verrät der kreisende Windstrom seine Anwesenheit. In analoger Weise könnte man diese Entdeckung, von der das Bild Gebrauch macht, Riechspiegel, Nasenspiegel oder Duftspiegel nennen.

Wären wir uns noch etwas weiter in der Tierwelt um. Wenn es nicht täglich jedermann sähe, daß Vögel fliegen können, so würde wahrscheinlich die Möglichkeit des Fliegens von den meisten Menschen bestritten werden. Voraussetzung wäre natürlich, daß alles Flugfähige in der Tierwelt, also nicht nur die Vögel, sondern auch die Plattertiere, z. B. Fledermäuse sowie die fliegenden Insekten, also Schmetterlinge, Bienen und dergleichen überhaupt nicht existierte. Dann würde der Vorschlag eines nach- denkenden Menschen, unseren Körper durch künstliche Mittel in die Lüfte zu erheben, seinen Urheber wahrscheinlich in das Irrenhaus gebracht haben. Alle unsere Versuche, die Luft durch Luftballons, Flugmaschinen, Luftschiffe und dergleichen zu erobern, beruhen doch im letzten Grunde darauf, daß uns die Tierwelt, die teilweise mühe- los die Luft beherrscht, immer wieder zur Nachahmung anlockt. Ob man sagen kann, daß die Tiere das Fliegen entdeckt haben, darüber läßt sich streiten. Aber einzelne Raubbögel haben eine Methode des Fliegens, die wir für unmöglich halten würden, wenn wir sie nicht mit eigenen Augen sähen, das sogenannte Kreisen, d. h. ohne Flügelschlag sich von den Lüften tragen, ja von ihnen empfortragen zu lassen. Erst kürzlich schaute ich wohl eine halbe Stunde lang einem Buffardpaar zu, das kreisend einen herrlichen Anblick bot, bis es mir aus dem Gesichtskreise schwand. Wieviel geistreiche Männer haben sich schon bemüht, dieses Verfahren, das augenscheinlich allen Gesezen der Schwerkraft Hohn spricht, zu er- gründen.

Wir können hier die Begründung des Kreisens auf sich beruhen lassen, an der Tatsache, daß zahlreiche Vögel kreisen, wird dadurch in keiner Weise gerüttelt.

Kein Mensch würde es ferner glauben, daß die Vögel allein mit Schnabel und Füßen kunstvolle Nester bauen, wenn man sich nicht davon mit Bechtigkeit überzeugen könnte. Dabei muß man sich vergegenwärtigen, daß unsere Bauten häufig starken Stürmen und anderen elementaren Unbilden nicht standhalten, während ähn- liches bei den freistehenden Adler- oder Storchnestern fast niemals vorkommt.

Da die Vögel sich beim Nesterbau bestehenden Verhältnissen anpassen, bekanntlich auch Nistkästen benutzen, so kann es sich um eine rein instinktive Tätigkeit nicht handeln, wenn sie mit so primi- tiven Mitteln kunstvolle Bauten errichten. Auch hier kann man also von einem Entdecken der Tiere sprechen. Dagegen sind bei der Aufzählung, die natürlich nur einige Proben aus diesem Ge- biete bringen soll, absichtlich die vielfach geniale Tätigkeit mancher Insekten, z. B. der Ameisen und Bienen, außer acht gelassen, da diese unzweifelhaft nur auf Instinkt beruhen.

Während der heutige Kulturmenschen eine Ueberschrift wie die amerige, die von den Tieren als Entbedner handelt, nur mit Kopf- schütteln liebt, da er sich unendlich klüger als das Tier dünkt, nahm man im Altertum beinahe den entgegengesetzten Standpunkt ein, indem man es ganz natürlich fand, daß die Tiere unsere Vorbilder seien. Recht bezeichnend ist beispielsweise die Nachricht bei Paus- anias, daß man zu Kapria einen Esel in Felsen ausgehauen hat, der Neben von einem Weinstock abgefressen und diesen dadurch fruchtbarer gemacht hatte. Das Denkmal war also zu Ehren des Esels errichtet, weil er die Menschen das Beschneiden der Wein- stöcke gelehrt hat. Hier ist das Grantier selbstverständlich ganz unbedient zu einer Ehrung gekommen, denn die nach dem Verbisse eingetretene Folge war natürlich gar nicht von ihm beabsichtigt. Aber man sieht deutlich den Unterschied zwischen damals und heute. Damals nahm man eine Entbederfähigkeit der Tiere auch dort an, wo sie gar nicht vorliegt, heute muß man sich beinahe erst ent- schuldigen, wenn man davon spricht.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Wieviel Eiweiß bedarf der Mensch? Von Prof. Voit in München sind Normen aufgestellt worden für den durch- schnittlichen täglichen Bedarf des Menschen an Eiweiß. Nachdem diese bisher allgemeine Geltung gefunden haben, sind neuerdings Stimmen laut geworden, welche betonen, daß man auch mit viel weniger Eiweiß bestehen könne, als von Prof. Voit verlangt wurde, wobei darauf hingewiesen wurde, daß viele Menschen bei einer recht niedrigen Eiweißzufuhr bestehen können und sogar an- gestrengt arbeiten. Es leuchtet ein, daß für die Volksernährung diese Ansicht nicht bedeutungslos ist, da ja alsdann der ganze Ei- weißbedarf viel leichter zu befriedigen wäre, als es nach der

Voitschen Vorschrift möglich ist. Demgegenüber warnt eine an- erkannte Autorität auf dem Gebiete der Ernährungslehre, Prof. Forster in Straßburg, vor der Forderung, den Eiweißbedarf ein- zuschränken, indem er darauf hinweist, daß das Eiweiß noch andere, wichtigere Funktionen habe, außer als direktes Nährmittel zu dienen. Denn neben Eiweiß, Fett und Kohlehydraten bedarf der Mensch zum Aufbau und Erhaltung seiner Organe noch in aus- reichender Menge andere Stoffe, wie z. B. der Aschenbestandteile. In den Nahrungsmitteln befinden sich diese in Verbindung mit eiweißartigen Substanzen oder sie stehen wenigstens in Beziehung zum Eiweiß. Es ist daher zu befürchten, daß bei niedrigerer Ei- weißzufuhr die Ernährung auch durch Mangel an Aschenbestand- teilen leidet. Wichtig ist auch das Eiweiß noch aus einem anderen Grunde. Bei der Zersetzung des Eiweißes werden nämlich ge- wisse unentbehrliche Stoffe, Verdauungsfermente, Schutzstoffe, die Abkömmlinge des Eiweißes sind, gebildet. Ihre Produktion steht im Verhältnis zum Eiweißzerfall im Körper. Es ist daher zu er- warten, daß bei niedrigem Eiweißumsatz leicht Störungen im Wohlbefinden und Erkrankungen infolge Mangels an den ge- nannten Stoffen eintreten. Daher empfiehlt Prof. Forster dringend aus physiologischen und hygienischen Gründen für die Zwecke der Ernährung, einen kräftigen Eiweißumsatz zu unterhalten und sich nicht auf das physiologische Mindestmaß zu beschränken.

Völkertunde.

Das Blasrohr als Jagdwaffe. Die Indianer Nord- westbrasilens bedienen sich als Hauptjagdwaffe für Vögel und kleiner Vierfüßer eines Instrumentes, das bei uns nur zum harmlosen Spiel der Jugend dient, in ihren Händen aber zu einem höchst gefährlichen und wirksamen Werkzeug wird, nämlich des Blasrohrs. Dr. Theodor Koch-Grünberg, der diese Naturvölker studiert hat, gibt im Globus eine ausführliche Beschreibung dieser Blasrohre und der Art und Weise, in der sie gehandhabt werden. Zu ihrer Herstellung werden die starken Halme eines Rohres ver- wandt, die vom Wurzelstock aus vier und mehr Meter lutzengerade und ohne Knoten ansteigen. Um das zylindrische, innen und außen vollständig glatte Rohr vor Beschädigung zu schützen, wird es mit schwarzem Wachs bestrichen, mit seinem Saft umwickelt und in eine Art Futteral geschoben, das genau zu dem Rohre paßt. Ein sechs bis acht Zentimeter langes Mundstück aus rotem Holz in der Form eines abgestumpften Kegels verbollständigt das Blasrohr. Ausgewischt wird die Waffe mit einem langen Stab, um dessen oberes Ende ein Bündel Wurzelfasern befestigt ist. Die kleinen, aus schwarzen schwerem Palmholz gefertigten Giftpfeilehen, die die Dike einer starken Stricknadel haben und als Geschoß dienen, stecken in schön geflochtenen mit geschwadvollem Rändermuster gezierten Köchern. Alle diese Jagdutensilien sind mit größter Sorgfalt und einem unlegbaren Schönheitsfuss hergestellt, wie denn der Indianer überhaupt diesen Dingen seine ganze Liebe und Geschicklichkeit zuwendet. Ein Stamm besteht in der ganzen Gegend den Ruf, die besten Blasrohre und Köcher zu verfertigen und verdankt dieser Geschicklichkeit seinen Namen der „Blasrohr- leute“. Einige solche Rohre, sowie auch Köcher mit Giftpfeilen und Köpfchen mit Pfeilgift, alles sehr fein ausgeführte, prächtige Arbeiten, befinden sich jetzt im Berliner Museum für Völkertunde. Das allgemein in Nordwest-Brasilien verwendete Pfeilgift ist das vielgenannte Curare, dessen unter vielen Zeremonien vorge- nommene Vereitung vor Europäern streng geheim gehalten wird. Die Fabrikation der Pfeilgifte ist ein Monopol gewisser Stämme, die so starke Gifte herstellen, daß man damit „einen Tapir töten“ kann. Die anderen Stämme unternehmen dann weite Handels- reisen, um sich den kostbaren Stoff zu verschaffen. Das Curare trodnet rasch zu einer glänzend schwarzen Masse ein, kann aber leicht mit Wasser gelöst werden; man taucht entweder ein ganzes Bündel Pfeilen in das Gift oder streicht die Flüssigkeit auf jede einzelne Pfeilspitze. Da das Curare unter dem Einfluß der Feuchtigkeit seine Kraft verliert, werden die Giftpfeilehen sorg- fältig verschlossen gehalten, und so behält das Gift jahrelang seine Wirksamkeit. Das Curare tötet schmerzlos in kürzerer oder längerer Zeit je nach der Stärke des Giftes und der Widerstands- fähigkeit des Tieres, indem es sofort die willkürliche Muskel- bewegung an der getroffenen Stelle lähmt, sich dann durch den ganzen Körper verbreitet und schließlich den Brustmuskel ergreift und den Tod durch Erstidung herbeiführt, bei Vögeln häufig schon in ein bis zwei Minuten, bei Affen und kleineren Vierfüßlern in fünf bis zehn und bei größeren Tieren in zehn bis zwanzig Minuten. Wirksame Gegenmittel gegen Curare kennt man bis jetzt nicht. Auf den Magen hat das Gift keine schädliche Wirkung, so daß die damit getöteten Tiere unbedenklich gegessen werden können. Wollen die Indianer etwa einen Affen nur vorübergehend lähmen und lebendig fangen, so bestreichen sie die Pfeile mit sehr verdünntem Gift. In der Handhabung des Blasrohrs erreichen die Indianer eine außerordentliche Geschicklichkeit. Sie blasen den Pfeil mit solcher Gewalt aus dem Rohre, daß er noch in einer Entfernung von 30 bis 40 Metern seine volle Wirkung aus- übt. Ihre Treffsicherheit üben sie durch Schießen „nach der Scheibe“, wobei ein so kleines Ziel wie eine Banane auf 20 bis 30 Meter selten verfehlt wird. Die Durchschlagskraft ist so groß, daß in einer Entfernung von 20 Metern der leichte Pfeil den Dedel eines Zigarrenkastens durchbohrt.